

Tier-, Pilz-, Forst- und Siedlungskunde spannt. Uriges und Piekfeines liegen da oft dicht beieinander. Rangau, Steigerwald und Spessart haben spezielle Kinderprogramme entwickelt, andere Gebiete kommen den Frauen zart entgegen. Ihr Motto: Gesund — schlank — schön“.

Wenn die Benzinpreise weiter so rapide steigen, müsst wir uns vielleicht bald wieder wie Urgroßvater mit zwei oder — hochherrschaftlich — vier PS begnügen. Auch darauf kann sich der Frankenurlauber Anno 1981 schon einüben. Mit Stalldienst, Füttern, Pferde- und Geschirrpflege beim Kutscherlehrgang in Emskirchen. Als Lohn der Mühe winkt das „Deutsche Fahrerabzeichen“. Wer's hat, bleibt auf jeden Fall beweglich. Zuvor könnte man sich doch noch eine 300-Kilometer-Kreuzfahrt mit Frankens „Weißer Flotte“ auf dem Main und dem Europakanal von Nürnberg nach Wertheim gönnen. Von solchen Erinnerungen läßt sich dann später lange zehren. Sie sind ein Paradies, aus dem uns selbst hundert Ölscheiche nicht vertreiben können.

Letztendlich wäre anzumerken, daß Franken spätestens seit Viktor von Scheffels Tagen als eines der schönsten deutschen Wanderreviere etabliert ist. Heute ist das Netz seiner Wanderwege eine geschätzte Länge von 40.000 Kilometern. Das entspricht dem Umfang des Äquators. Zwei Dinge bewahren die Urlauber hier davor, lange zu sitzen und deshalb rosten zu müssen: die frische und reine Luft und ein von der Natur nach Maß geschaffenes Gelände fürs gesunde Antispeck-Training. Ebene Strecken folgen in raschem Wechsel leichten, mittleren und zuweilen extremen Steigungen fast alpinen Charakters. Wer nicht gern allein Schusters Rappen schnürt, schließt sich einer der vielen Volks- und Gemeinschaftswanderungen der Heimat- und Touristenvereine an. So findet man am ehesten die interessantesten Ziele: verwunschene Schlösser und Burgen. Geheimnisvolle Höhlen und Keltengräber. Ringwälle und Naturdenkmale, beispielsweise. Oder vielleicht auch mal einen Edelstein, Bergkristalle und ganz seltene Mineralien.

Den Schlüssel zu solchen und anderen „Schatzkammern“ schickt der Fremdenverkehrsverband Franken gern mit dem nächsten Postboten. Gleich fünffach und kostenlos. Bestellstichwort: „Unterhaltsamer Urlaub“.

„Der Franken-Reporter“ Nr. 323. Fremdenverkehrsverband Franken e. V., Postfach 269, 8500 Nürnberg 81

August Deufert

## Ostermarsch 1945

Im Kampf um Würzburg wurden in der Nacht vom 4. auf 5. April 1945 vier Amerikaner gefangen genommen und auf den „Fliegerhorst“ gebracht. Gefangene waren damals bereits eine Seltenheit und standen entsprechend hoch im Kurs.

Am Vormittag des 5. April 1945 erhielt ich als Heimatkundiger von Kampfkommandant Oberst Wolf den Befehl, unter Zuteilung eines Unteroffiziers und eines Gefreiten, die Gefangenen in ein Auffanglager nach *Schwabach* zu überführen. Da der Flugplatz unter Beschuß lag, setzte ich den Abmarsch auf die Mittagszeit an, wenn, wie alltäglich, die Amerikaner Mittagspause machten und den Krieg für kurze Zeit unterbrachen. Gegen Mittag ging ich in den Luftschutzbunker, um mir die Gefangenen, junge, kräftige Burschen, anzusehen. Ich kündigte ihnen an, daß ihnen ein langer Marsch bevorstehe. Auf der Treppe des Bunkers saß apathisch einer der Gefangenen. Ich fragte die übrigen drei, was mit ihrem Kameraden los sei, bekam aber keine klare Antwort. Als ich nicht locker ließ und auf eine Auskunft bestand, rückten sie endlich mit der Sprache heraus, ihr Kamerad sei verwundet. Ich war für einen Augenblick sprachlos. Da hatte ich einen Marschbefehl in der Tasche, den ich ohne Zeitverlust ausführen sollte, und nun saß da vor mir ein Verwundeter. Was sollte ich tun? Zurück zur Kommandantur gehen, Meldung erstatten oder auf eigene Faust handeln? Ich ließ mir die noch unverbundene

Wunde zeigen, ein Steckschuß in der linken Wade, geschwollen und stark gerötet. Es war klar, der Mann mußte schleunigst ins Lazarett. Da waren die Ami plötzlich wie verwandelt. Lazarett wirkte auf sie wie ein Zauberwort, das sie begeistert aufnahmen. Aber das Lazarett war etwa 3 km entfernt; ob der Verwundete das schaffen würde? Doch seine Kameraden räumten meine Bedenken hinweg. Als sei das überhaupt kein Problem für einen Beinverwundeten versicherten sie lebhaft, das könne ihr Kamerad schaffen; sie würden ihm behilflich sein. So wurde über seinen Kopf hinweg über das Schicksal des Verwundeten entschieden. Ich fand das Verhalten der Ami zunächst eigenartig und fand keine Erklärung. Erst später verstand ich ihre Reaktion als sie mir gestanden, man habe ihnen gesagt, verwundete Gefangene würden von den Deutschen erschossen. Im Krieg würde viel gelogen. Dem wollte und konnte ich nicht widersprechen. Zum Kriegführen braucht man ein Feindbild und nimmt es daher mit der Wahrheit nicht genau. So war es schon immer und so wird es wohl auch bleiben.

Pünktlich zur Mittagszeit unterbrachen die Amerikaner den Beschuß und wir rüsteten zum Abmarsch. Der Unteroffizier hatte ein Fahrrad organisiert, das wir mit unserem Gepäck beluden. Da der Flugplatz nach Nordosten noch frei war, schlugen wir diese Richtung ein, gelangten in einen Hohlweg, von da ungehindert ins Kürnachtal und diesem folgend nach *Lengfeld*. Im Dorfeingang stand unter einem Hoftor eine junge Frau, die ich ansprach und fragte, ob sie den Gefangenen etwas zu essen geben würde, sie hätten heute noch nichts zu essen bekommen. Man hatte uns ohne jegliche Marschverpflegung, ohne Lebensmittelmarken losgeschickt. Wir waren ganz auf uns selbst gestellt. Die junge Frau verschwand im Haus und kam bald darauf mit Milch und Brot zurück. Ich bezweifle, ob den Ami jemals wieder Milch und Schwarzbrot so gut geschmeckt haben wie an jenem Mittag in *Lengfeld*. Für uns war die Handlungsweise der jungen Frau ein gutes Omen, konnten wir doch hoffen, daß ein Appell an das Mitgefühl unserer Landsleute, auf das wir angewiesen waren, nicht unbeachtet verhallen würde. Mit dem Verwundeten schlug ich den Weg zum Schulhaus ein, das durch eine riesige Rotkreuzflagge als Lazarett gekennzeichnet war. Ein junger Arzt untersuchte die Wunde und erklärte, eine Operation sei sofort nötig. Er führte den Patienten in einen Saal, wo er mit großem Hallo von verwundeten Kameraden begrüßt wurde. Die Amerikaner schienen bei bester Stimmung gewesen zu sein, und dies nicht ohne Grund. Die Beschießung des Flugplatzes war wieder aufgenommen worden. Bald würde der letzte Widerstand gebrochen sein und ihre Befreiung bevorstehen.

Der Sorge um den Verwundeten enthoben, marschierten wir in Richtung *Estenfeld-Kürnach* weiter. Es war ein schöner Frühlingstag. Auf der weiten Fläche zwischen *Kürnach* und *Seligenstadt* dehnten sich die Felder, auf denen vereinzelt Bauersleute ihrer Arbeit nachgingen. Über der grünen Saat trillerten Lerchen. Ein Bild des Friedens, wenn nicht das dumpfe Grollen aus Richtung Würzburg an den Krieg erinnern hätte, und wenn da nicht eine Gruppe älterer Männer dabei gewesen wäre, eine Straßensperre zu errichten. Ich hätte den Männern am liebsten geraten, nach Hause zu gehen und nicht mit untauglichen Mitteln sinnlos Krieg zu führen. Ich unterließ es, war es doch nicht ungefährlich, offen zur Vernunft zu mahnen. Und doch sollte ich an jenem Nachmittag Anlaß finden, meine Stimme gegen die Sinnlosigkeit weiterer Kriegshandlungen zu erheben.

Wir näherten uns der *Vogelsburg* und erlebten dasselbe Bild: Eine Gruppe Volksturmänner war hier eingesetzt, um eine Straßensperre zu errichten. Vor uns lag die altherwürdige *Vogelsburg*, einst befestigte Zufluchtsstätte der Bewohner umliegender Siedlungen in Kriegszeiten. Sollte nun hier nach Jahrtausenden in hoffnungsloser Situation wieder gekämpft werden? Erinnerungen lebten auf an sorglose Stunden, die ich dort in geselliger Runde bei Frankenwein verbracht hatte. Mein Blick schweifte hinab ins Maintal, wo im Kranz der Weinberge *Fabr*, *Unter- und Obereisenheim*, *Wipfeld* und *Stammheim* lagen. In dieser lieblichen Maingegend sollte nutzloser Widerstand geleistet werden, der Menschen, ihre Behausungen und die historische *Vogelsburg* in Gefahr bringen würde. Ich sprach die Männer an, erfuhr, daß sie aus *Escherndorf* und *Fabr*



stammten und den Befehl hätten, eine Straßensperre zu errichte. Auf meine Frage, wie es um Würzburg stünde, gab ich dem Truppführer die Auskunft, die Stadt stehe vor dem Fall. Bald würden amerikanische Panzer hier anrollen und keine Straßensperre würde sie an ihrem Vormarsch hindern. Meine Aussage bestätigte wohl nur, was der Truppführer längst dachte und bestärkte ihn in seinem Beschluß, die Arbeit abzubrechen. Noch in unserer Anwesenheit gab er den Leuten die Anweisung, die Arbeit zu beenden. Dieser Aufforderung kamen sie sehr rasch nach, schulterten ihre Geräte und rückten ab. Der Truppführer begleitete mich noch eine weite Strecke. Wir sprachen über die hoffnungslose Kriegslage und das bevorstehende Kriegsende. Nahe *Astheim* verabschiedete sich der Mann und schlug den Rückweg ein.

Gegen Abend kamen wir in *Volkach* an. Hektischer Betrieb herrschte in gespannter Atmosphäre in dem sonst so gemütlichen Städtchen. Soldaten, Flüchtlinge und Evakuierte mühten sich um eine Unterkunft. In einem Arrestraum des Amtsgerichts brachten wir unsere Gefangenen mit Zusicherung einer Verpflegung unter. Im Kloster war eine Essensausgabe eingerichtet, wo wir einen Teller Eintopf fassen konnten. In einem Massenlager im Rathaussaal verbrachten wir störungsfrei in tiefem Schlaf die Nacht.

Am Morgen war unser nächstes Ziel Gerolzhofen. In *Krauthelm* stellte sich die Frage, wo wir wohl etwas zu essen bekämen? Auf der linken Straßenseite lag eine Gastwirtschaft. Ich ging ins Gasthaus, traf eine ältere Frau und trug ihr unser Anliegen vor: Wir seien sechs Mann, hätten Hunger, ob sie uns nicht etwas zu essen richten würde. Sie sagte zu. Als sie die Gefangenen sah, war sie verwundert und meinte, ob denn die Amerikaner schon da wären? Wir feixten, das seien noch nicht die echten, nur die Vorläufer. Die echten kämen in einigen Tagen. Wenn Panzer durch die Straßen dröhnen, daß Fenster klirren, dann wäre es soweit. Gestärkt durch einen Eintopf machten wir uns wieder auf den Weg und bald tauchten die weithin sichtbaren Türme von Gerolzhofen auf. Aus *Richtung Schweinfurt* war ein dumpfes Grollen zu vernehmen. Die Ami lauschten und spitzten die Ohren. Der Wind trug ihnen verheißungsvolle Kunde zu, die Hoffnung auf baldige Freiheit. Im Gegensatz dazu wurde unsere Stimmung nicht beflügelt.

Wie in Volkach warfen auch in *Gerolzhofen* die kommenden Ereignisse ihre Schatten voraus. Knisternde Spannung, schwirrende Gerüchte verstärkten die Unruhe in der Bevölkerung. Ich erkundigte mich nach einer eventuellen Fahrgelegenheit nach Südosten; aber nirgends war ein Wehrmachtfahrzeug zu entdecken. In unserer nächsten Station, in *Michelau*, sahen wir im Hof einer Gastwirtschaft getarnt einen Lkw. der Wehrmacht. Im Gasthaus traf ich einen Feldwebel mit seinem Fahrer, der sich bereit erklärte, uns nach Bamberg mitzunehmen, wenn uns seine Fracht, Flakgranaten, nicht von einer Mitfahrt abhalte. Nun ist es in normalen Zeiten nicht angebracht, auf Flakgranaten eine Reise anzutreten, auch stimmte die Fahrtrichtung nicht; doch schien es uns immer noch besser mit knurrendem Magen unbequem zu fahren als zu marschieren. So sagten wir zu und warteten auf den Abend, wenn die Tiefflieger sich und uns Ruhe gönnen würden. Als es endlich dunkel war, hockten wir uns auf die Flakgranaten und los ging die Fahrt durch den nächtlichen *Steigerwald*. Der allerschwache Motor schaffte die Steigungen nur schwer und so kamen wir dementsprechend langsam voran, bis er mitten in einem *Steigerwalddorf* völlig streikte. So sehr sich der Fahrer mühte, der Motor sprang nicht mehr an. Unterdessen kamen trotz der vorgerückten Stunde einige Dorfbewohner herbei und alle waren sich einig, der Lkw. mit seiner gefährlichen Fracht muß noch vor Tagesanbruch aus dem Dorf verschwinden. Da kam der Vorschlag: Pferde müssen bei, die den Wagen vor das Dorf ziehen. Doch niemand erklärte sich dazu bereit, bis der Feldwebel erklärte: „Na, das kann morgen einen Feuerzauber geben, wenn Tiefflieger den Wagen beschießen und die Munition hochgeht“. Das beeindruckte doch sehr. Unterdessen war der Bürgermeister erschienen und griff ein. Es wurde verhandelt und man kam zu einem Ergebnis. Bald wurden zwei stämmige Pferde vorgespannt, die den Wagen zum Dorf hinaustransportierten. Dort hantierte der Fahrer weiterhin am Motor und hatte Glück. Plötzlich sprang der Motor an. Wir stiegen auf und nach diesem

nächtlichen Zwischenspiel ging die Fahrt weiter. Bei jeder Steigung bangten wir, ob des Motors schwaches Lebenslicht nicht wieder erlischt. Aber es hielt durch und so kamen wir zu mitternächtlicher Stunde in der *Kaserne in Bamberg* an, fanden in einer Stube Unterschlupf und verbrachten dort die Nacht.

Am Morgen ging ich auf die Kommandantur, ließ mir eine Verpflegungsanweisung für sechs Mann geben und erkundigte mich nach einer Fahrgelegenheit nach Süden, die für den Abend in Aussicht gestellt wurde. Fraglich war, ob die Essensausgabe an die Amerikaner gut gehen würde. Man hatte mich zur Vorsicht gemahnt; im Kasernenbereich sei eine SS-Einheit untergebracht, die unter Umständen Schwierigkeiten bereiten könnte. Aber nichts geschah. Die Ami erregten zwar momentan Verwunderung, als sie in der Kantine auftauchten, aber es gab in diesen Tagen so viele wunderliche Dinge zu verkraften, daß es auf eine Überraschung mehr oder weniger nicht mehr ankam. Und doch sollte ich an jenem Vormittag noch ein Erlebnis haben, das mich tief bewegte.

Es mochte gegen 10 Uhr gewesen sein, als es schien, alle Unterkünfte entließen ihre Bewohner. Die Kasernenstraße bevölkerte sich; alles was da fliegt und kreucht strebte einem Ziel zu, Soldaten, Nachrichtenhelferinnen und verpflichtetes Dienstpersonal. Was sollte das wohl bedeuten? Auf meine Frage erhielt ich Antwort, zwei *Deserteure* würden erschossen. Es war kaum zu fassen. In wenigen Tagen würden die Amerikaner hier sein. Widerstand war aussichtslos. Unsere Truppen hatten zumeist nicht einmal mehr genügend Munition. War es nicht sinnlos, in dieser Situation Soldaten zu erschießen, als könne man dadurch eine Änderung erzielen? Doch schnell verstummte aller Zweifel. Schon nahte ein Peloton, alles ältere Männer unter Führung eines Oberleutnants. Schwer schlugen die Stiefel aufs Pflaster. Lange nicht mehr hatte ich Soldaten in solch vorbildlicher Haltung und Schliff nach Dienstvorschrift erlebt. Da gab es nichts auszusetzen, weder an der Kopfbedeckung noch an einem Uniformteil. Die Uniformen waren säuberlich gebürstet; die Koppelschlösser saßen haargenau; die Stiefel waren auf Hochglanz poliert; kurzum ein Anblick, der das Herz eines Ausbilders in Friedenszeiten höher hätte schlagen lassen. Bei der Exekution zweier Soldaten war noch einmal Gelegenheit, militärische Form zur Schau zu stellen, wozu sich sonst kaum mehr ein Anlaß bot. Nicht weit von meinem Standort entfernt machte die Gruppe an einem Kasernengebäude halt. Zwei Soldaten wurden herausgeführt. Scharfe Kommandos ertönten. Die Gruppe setzte sich in Bewegung, an der Spitze die Deliquenten, in der Haltung gefaßt, ein älterer und ein blutjunger Soldat. Nur ihre Augen flackerten, besonders die des jungen Mannes, wie ich dies noch bei keinem Menschen gesehen hatte. Tapfer zogen sie an mir vorüber, dem Tod entgegen, bereit mit Würde zu sterben. Feigheit konnte man ihnen jedenfalls nicht nachsagen. War es noch gerechtfertigt, ihnen in dieser Zeit der Auflösung das Leben zu nehmen? Den beiden Soldaten konnte ich mein tiefes Mitgefühl nicht versagen.

Es dauerte nicht lange, da krachte eine Salve. Zwei Menschenleben waren ausgelöscht. Wie so oft im Leben verbinden sich Tragik und Komik. So endete auch hier das Geschehnis mit einer Tragikomödie. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel heulten Motore auf, peitschten Schüsse durch die Luft, splitterten Dachziegel, klirrten Fensterscheiben, rannten schaulustige Menschen schreiend um ihr Leben. Ich drückte mich an eine Hauswand und beobachtete das makabre Schauspiel. Wie der Blitz waren sie erschienen; genauso rasch waren die Tiefflieger wieder verschwunden. Nur einen Denktettel hatten sie hinterlassen.

Als es dunkel war, verließen wir Bamberg in *Richtung Nürnberg*. Unser Lkw. war ein Holzvergaser. Da Brennstoff kaum mehr aufzutreiben war, behalf sich die Wehrmacht mit Holzgas, das aus trockenem Holz im Holzvergaser des Kraftfahrzeugs gewonnen wurde. 25 kg trockenes Holz ersetzen rund 10 l Benzin. Man kann sich vorstellen, welche Holzmenge für eine längere Fahrt nötig war, ein trauriger Notbehelf, der die ganze Misere unserer Wirtschaftslage offenbarte. Eine zuverlässige Fahrt war kaum garantiert. Oft streikten die Holzvergaser und so kamen wir auch nur langsam vorwärts.



Gegen 22 Uhr erreichten wir *Forchheim*. Der Fahrer legte eine Rast ein, angeblich durch den Holzvergaser bedingt. Ob das der eigentliche oder ein vorgetäuschter Grund war, blieb dahingestellt. Jedenfalls hielten wir vor einem Gasthaus und die zahlreichen Mitfahrer ergossen sich in das stark besuchte Lokal. Es blieb uns nichts anderes übrig, als mit unseren Gefangenen zu folgen. Wie überall erregten wir auch hier mit ihnen beträchtliches Aufsehen. Drei Ami in einem Lokal, in dem sich viele Landser aufhielten, würde dies zu keinen Komplikationen führen? Doch auch hier gab es keinerlei Probleme. Die Landser rückten zusammen und bald saßen Deutsche und Amerikaner einträchtig Schulter an Schulter, wie gute Kumpel seit eh und je. Es gab eine lebhaft Unterhaltung, durch Gesten untermalt; Zigaretten wurden angeboten, Bier gestiftet, Brot geteilt. Ich schielte vom Nebentisch ab und zu hinüber und machte mir Gedanken. So ist das, wenn Menschen zusammentreffen und vergessen, daß sie Feinde zu sein hätten und das Feindbild verdrängen. Doch die plötzliche Verbrüderung gab doch auch zu denken. Sie wirkte beinahe aufdringlich und damit peinlich. Kam nicht bereits eine unterschwellige Anerkennung, eine Anbiederung dem zukünftigen Sieger gegenüber zum Ausdruck?

Gegen Mitternacht fuhren wir weiter. Unser Holzvergaser hatte sich erholt und tat wieder treu seine Dienste. Plötzlich flogen wir, aus dem Halbschlaf gerissen, fürchterlich durcheinander. Der Wagen stand und hing völlig schief nach links. In einer Rechtskurve war der Fahrer auf die linke Fahrspur geraten und eine Böschung hinabgefahren. Zum Glück stürzte der Wagen nicht um. Alle Mann, Deutsche wie Amerikaner, traten einträchtig zum Schieben an, doch der Lkw. saß fest und rührte sich nicht von der Stelle. Übernächtigt und fröstelnd standen wir unschlüssig in der Dunkelheit. Es mochte zwei Uhr gewesen sein. Ein Landser kannte sich in der Gegend aus. Er wußte zu berichten, in der Nähe sei eine Mühle; man müsse den Müller bewegen, mit seinen Pferden den Lkw. wieder flott zu machen. Ich dachte an die vergangene Nacht, als Pferde uns zu Hilfe kamen. Sollte sich der Vorgang wiederholen? Wir sammelten reichlich Zigaretten, damals begehrt und als Lockmittel brauchbar. Zwei Landser wurden mit den Zigaretten losgeschickt um den Müller zu bewegen, uns zu helfen. Nach einer knappen Stunde kamen sie wieder mit dem Bescheid, der Müller werde bald eintreffen. Nicht lange danach war Hufgeklapper zu hören und aus der dunklen Nacht tauchte der Müller mit seinen Pferden auf. Die Pferde wurden vorgespannt. Während sie anzogen, schoben wir aus Leibeskräften nach, unterstützt von unserem Geschrei. Da bewegte sich der Wagen und stand schließlich auf der Straße. Das nächtliche Intermezzo war glücklich beendet.

Mit Tagesanbruch kamen wir in *Schwabach* an. Unsere Odyssee durch die fränkischen Lande in nachösterlicher Zeit nahm ein Ende. Das Schicksal hatte uns zusammengeführt, drei Deutsche, drei Amerikaner. Gemeinsam marschierten wir über Franksen Straßen, teilten kameradschaftlich unser karges Brot, hungerten, wenn es an Verpflegung fehlte und packten einträchtig zu, wenn es die Umstände forderten. Ein gemeinsames Schicksal verband uns knapp drei Tage lang und Vorurteile, Rang- und nationale Unterschiede traten zwangsläufig zurück. Man kam sich menschlich näher, ohne die Grenzen zu überschreiten und in unangebrachte Kumpanei zu verfallen.

Wir durchschritten das Kasernentor. Die militärische Ordnung umfing uns wieder, wies uns in gewohnte Schranken und unterschied in Bewacher und Gefangene. Ich meldete unsere Ankunft. Der Hauptmann, der die Meldung entgegennahm, reagierte sauer. Ihn interessierte keineswegs, ob wir mit drei oder vier Amerikanern eingetroffen waren. Ich hatte den Eindruck, daß er uns am liebsten dorthin gewünscht hätte, wo der Pfeffer wächst. Wer denn auf die Idee gekommen sei, hierher Gefangene zu schicken, wo weder Unterkünfte noch Verpflegung vorhanden seien, äußerte er ärgerlich. Doch das war mir gleichgültig. Unser Auftrag war erfüllt.

Wenig später standen wir außerhalb der Kaserne. Hinter ihren Mauern befanden sich die gefangenen Amerikaner — Gefangene auf Zeit, für wenige Tage. Und wir? Waren nicht wir im Grunde genommen die Gefangenen? Gefangene des Schicksals?

August Deufert, Rückertstr. 7, 8700 Würzburg